

19]

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(Nachdruck verboten.)

Die Eheleute wagten nicht mehr zu hadern mit einander, und dennoch war das Bedürfnis danach immer noch rege in ihnen, desto stärker sogar, weil der Stoßballen zwischen ihnen, weil diejenige fehlte, an der sie sonst ihre Uebellaune hüßen konnten. Aber sie fürchteten sich wahrhaft vor einander und vor sich selbst. Denn sie wußten: der erste Streit mußte entfänglich ernst und von Folgen sein, nun jener Schlag, den Rupert in Gabrielens Gesicht gethan, in der Seele ihrer Pflegemutter brannte, wie damals im Angesichte der Unseligen. Er kannte sein Weib, und ihn täuschte ihre Ruhe nicht; er allein verstand auch die Uraust in der Arbeit, die sie nunmehr betrubete. Sie wollte sich übertäuben, sich hinweghelfen über die Zeit, in der sie die Spuren verfolgte, die allein sie zur Klarheit darüber führen konnten, was sich in jener Nacht begeben. Insofern sie aber nicht selbst die letzte Ursache davon ergründet hatte, galt sicherlich er ihr für den Schuldigen und den Zahlenden; denn sie pflegte nicht ins Unbestimmte hinein ihre Gefühle oder Pläne zu stellen. Sie hielt sich ans Thatsächliche, erwog lange vorher, was in einem bestimmten Falle zu geschehen habe, und that es dann sicher und ohne Bedenken. Das hatte er oft an ihr bestaunt, da es noch ihm mit zu gute gekommen; nun, wo es sich gegen ihn kehren konnte, erfüllte es ihn fast mit Bangen, und er ersuchte die alte Zeit herzhaften Streites, verwünschte, die ihn darum gebracht, verlor ein gut Theil seines Behagens am Leben, seines Muthes und seiner Sicherheit dieser verschloffen stehenden Frau gegenüber, die ihn so noch unbedingt beherrschte, denn je zuvor. Sie aber tappte immer noch in der Verwirrenheit. Umsonst hatte sie Gabrielens Schränkchen durchsucht; nichts fehlte, nur die wenigen Gulden, die sie vielleicht erspart haben konnte, die geringen Kleinodien, die sie gelegentlich zum Geschenke erhalten. Die Ordnung darin war nicht ganz so, wie sie sein sollte, und Frau Salome erzürnte sich ein wenig darüber, selbst über den leichten Sinn, mit dem Gabriele sich zur Flucht gewendet hatte. Denn sie konnte von Dingen, deren ein Mädchen immer bedarf, kaum so viel mitgenommen haben, als was sie bequem in der Hand tragen konnte. Aber kein Brief, kein Zettelchen, das ihr einen Faden an die Hand gegeben hätte, fand sich. Sie durchsuchte die Taschen ihrer Kleider — vergebens. Sie blätterte ohne alles Ergebnis in der Bibel der Verschwundenen; denn es war immerhin möglich, daß sie darin ein Blättchen versteckt und vergessen hatte. Nur die Weisheit lagen im Buche, und ob sie gleich zu Anfang anlockern wollte über eine solche Entweihung des Wortes Gottes, das nach ihren Begriffs nichts mit Weltlichem gemein haben durfte, so zwang sie sich doch und warf die Blumen nicht fort. Vielleicht waren sie ihr zugetragen worden, war der zu erforschen, der ihr diese heimlichen Liebesbeweise zugesteckt. Und etwas wie die behutame Klugheit eines Jägers, der ein seltenstes Wild beschleicht und sich ängstlich hütet, auch nur eine noch so leise Fährte zu verwischen, lebte in diesen Tagen in ihr, während dieses Suchens und Erwägens, das ihr so aufregend und peinvoll war, daß sie noch keine gleiche Zeit durchgelebt zu haben glaubte; und so ward ihr Bedenken an die Flüchtige immer frischer und lebendiger.

Auch sonst noch wußte sie selbst aus der Ferne an sich zu gemahnen. Briefe von ihr kamen; sie wurden wohl angenommen — Salome kannte die ängstliche Hand, die ihre Buchstaben immer in den gleichen, sauberen Kinderzügen hinstaltete und nicht Festigkeit gewinnen wollte, so lange ihre Eignerin lebte. Eröffnet aber wurden sie nach dem Ersten nicht mehr; der erhielt neben einigen Worten des Abschieds nur die Mittheilung, daß sie sich einer Kunsttreiter-Gesellschaft angeschlossen habe, über den Grund ihrer Flucht aber nichts. Wozu also erst Lesen? Der Poststempel allein sprach beredt genug für Frau Salome. Nicht zweimal war er der gleiche; aus keiner nur irgend größeren Stadt kam er. Daß Gabriele überhaupt schrieb, war ihrer argwöhnischen Lante Beweis genug dafür, daß es ihr übel ging; für ein unheilvolles Leben zeugte der stete Wechsel ihres Aufenthaltes, für die düstige Kluglichkeit der Truppe, zu der sie ererbtes

Blut hingeführt, die Kleinheit der Orte, in denen sich die umtrieb. Sie vernichtete aber auch keine der Zuschriften, sondern sie that sorgfältig geordnet zur Bibel und zu den übrigen Erinnerungen an Gabriele, die sie verwahrte, was ihr immer von der Schweifenden zutram. Das Wichtigste darunter hatte ihr freilich der Zufall in die Hände gespielt; sie hatte den Schlüssel zum Herzen und der Seele des Mädchens in ihrem Besitze und wußte ihn damals dennoch nicht zu gebrauchen.

Man hatte — ein fruchtloser Versuch, der von Zeit zu Zeit wiederholt wurde — den Himmelteich wieder einmal ausgefischt. Sie überwachte die Arbeit der Männer, die — eine große Beängstigung für zahlreiche Frösche — mit mächtigem Geschrei, in Booten sitzend, ihre Netze durch das stille Wasser schleppten, und stand dabei vor Gabrielens hohler Weide, von der aus man ganz vortrefflich das Brauhaus selbst wie den Weiher vor Augen hatte. Das ganze Värmen war, wie immer noch, verloren, und wie sie sich nun, ärgerlich genug, wendete, da fiel ihr Blick in die Höhlung des Stammes. Das Wurmmehl und der Moder der Jahre deckten den Boden; sie ließ heftig mit dem Fuß darein. Ein Stauben erhob sich, und sie bückte sich erblickend; ihr scharfes Auge hatte Spielzeug unter dem Wust erpäht. Sie hob es auf; eine Doche, von deren Wangen der Regen längst die letzte Farbenspur verwaschen hatte, eine Klapper langte sie hervor, und ihr rascher Geist überstog, wenn diese Dinge einmal geeignet haben könnten. Sie wußte kein Waisenkind, kein verwaistes Herz im Dorfe — wenn nicht eines . . . Und die Sachen sorglich bergend, trug sie diese ersten Spuren einer Heimlichkeit, von der sie auch nicht die leiseste Ahnung gehabt, heimwärts, that sie zum Uebrigen, erwog, was ihr Sinn und ihre Deutung sein möge in der unheimlichen Stille ihres sich mehr und mehr umbüsternden Gemüthes, dem suchte Alles nur Bezug auf Eines gewann. . . .

Sie hatte früher gar kein Auge und kein Verhältniß zu ihrer Umgebung gehabt. Die wurde ihr mit einem Male wichtig. Sie bemerkte, daß der Franz Rüttemann plötzlich nicht mehr unter den Nubäumer erschien, wenn er sonst im Sommer keinen Abend darunter gekehrt hatte. In den ersten Tagen war er allerdings ganz auffällig um das Haus gestrichen, dessen glaubte sie sich zu entsinnen, wie dessen, daß die Marie in jener Zeit überaus bänglich und besangen und kaum ans Fenster oder auf den Hof zu bringen gewesen war. Dann war er verschwunden, und das Mädchen erschien fortan wie befreit und nur von einer sonderbaren Frömmigkeit erfüllt, die selbst Frau Salome übertrieben erschien, die sonst, ihrer Behauptung nach und weil sie selber durchaus gläubig war, wohl auch in Wahrheit in dem Punkte etwas vertragen konnte. Es hielt jeden Samstag und schuf sich durch häufiges Weichtenene; es betete mit ungemeiner Innigkeit und laut, benutzte jeden freien Augenblick, um in die Stadt zur Kirche zu gehen, da im Dorfe kein katholisches Gotteshaus war, und vernachlässigte sogar seine Pflichten darüber. Sonst wäre Frau Salome in einem solchen Falle sonder allen Zweifel dargefahren; hier entwickelte sie eine unerhörte Geduld. Ihr war, als bestünde irgend ein Zusammenhang zwischen Gabrielens Flucht, des Franz Rüttemann Fernbleiben und der Gottinnigkeit der Marie. Welcher Art das sein konnte? Das war ihr freilich ein Räthsel; aber der Glauben stand ihr fest, und so bevorzugte sie die junge Hausmagd in jeder Weise, war mild und nachsichtig ihr gegenüber und harrte mit stiller Spannung, ob und wann die ein Wort und ein Vertrauen ihr gegenüber gewinnen werde.

Eine harte Geduldprobe hatte die harte Frau zu bestehen. Der Sommer ging darüber hin, es kamen die langen, öden Herbstabende, die ihr nur zu viel Gelegenheit zum Sinnen und Nachdenken boten, ehe die Marie ungerufen an die Thür der Wohnstube pochte. Einen Augenblick lang dachte Frau Salome, das Gleiche führe sie zu ihr, was so Viele ihrer Vorgängerinnen schon in dieses Zimmer geführt, und wollte zornig verzagen. Aber ein Blick auf das ruhige und gesakte Wesen des Mädchens belehrte sie ihres Irrthums, und so erhob sie sich vom Sessel und brante darauf, was ihr wohl verflüchtigt würde.

„Ich komme der Frau aussagen und ihr danken für alles

Gute, und sie bitten, ob ich nicht gleich dürfte gehen," begann die Magd ohne jede Einleitung.

Salome nestelte ihren Schlüsselbund von der Hüfte und hielt ihn in der Hand:

"Und warum willst Du fort? Du hast's gut genug bei uns gehabt, so viel ich weiß."

"Ich hab's gut gehabt und hab' mich auch schön bedankt dafür," entgegnete die Marie. "Und wenn ich nicht mehr hier bleiben will, so ist's kein Grund, als weil ich ein weites Gehen vor mir habe und nicht weiß, ob ich zurückkomme, und gar nicht kann verlangen, daß mir der Dienst aufbehalten wird so lange, wo man Mädchen bekommen kann, wie viel man will."

"Und wohin mußt denn? Ich möchte Dich gern behalten, weil ich Dich gut leiden und brauchen kann."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Augen-Liebe.

Von A. Fendrich.

Ich war damals siebzehn Jahre alt und Obersekundaner; es war gerade Palmsonntag und ich trug in der Tasche mein Zeugnis, in welchem ein „Ungenügend“ für Mathematik und ein „Raum genügend“ für lateinischen Stil prangte. Als die peinliche Angelegenheit meines Osterzeugnisses durch eine wohlgemeinte Rede meines Vaters ihren Abschluß gefunden hatte, packte ich mein Känzgen, um — wie alle Jahre um diese Zeit — ins „Nied“ zu gehen.

Das „Nied“ ist eines der geeignetsten Gesilde der badischen Rheinebene, im Westen bespült von den grünen Fluthen des Rheins, im Osten bewacht von den dunkeln Vorbergen des Schwarzwaldes. Schöne große Dörfer liegen dort zwischen fruchtbaren Feldern, sanften Rebhügeln und hellen Buchenwäldern und lange, auf beiden Seiten der Bäche gepflanzte Pappelalleen durchschneiden die fetten Wiesen. Früher, bis zu meiner Konfirmation, hatte ich in den Osterferien immer die Mission, in den vier oder fünf Nieddörfern, wo ich der Bettlern und Wafen die schwere Menge hatte, den Osterhasen zu jagen. Bei den näheren Verwandten hatte es dann immer 1 bis 2 Duzend Gafeneier (Hühnereier) und 1 Fuchsei (Gansei) gegeben und bei den entfernteren Verwandten 6 bis 12 Gafeneier und 1 Brechel.

Aber das war früher! Jetzt hatte ich andere Ideale, als Körbe voll Eier von der Osterhasenjagd nach Hause zu bringen und zwei Monate lang wöchentlich zweimal Nudeln oder sonstige Eier- und Mehlspeisen zu essen. Ich hatte in den Stunden, wo ich hätte Mathematik u. s. w. „schaffen“ sollen, Goethe gelesen, und zwar „Wahrheit und Dichtung“ und besonders alles, was ich über seine Straßburger Zeit in die Hände bekommen konnte. Der cand. jur. Goethe, wie er in dem alten Straßburg herumrumpelte, daß ihm die Leute auf der Straße nachsahen, der sich Morgens auf Klinger's Zimmer am Boden wälzte und sich vor Boune die Haare raufte, und Abends mit der Pfarrerstochter von Sesenheim im Mondschein promenirte — das war mein Ideal! Vor allem aber war die Friederike selbst mein Ideal, und ich hatte mich regelrecht in sie verliebt, in die hübsche Pfarrerstochter mit den schweren blonden Zöpfen; und auf den Goethe war ich oft eifersüchtig, und wenn ich gar dachte, wie er das liebe arme Mädel so elend sitzen gelassen, dann wurde ich wüthend und fand, er sei eigentlich doch ein ganz gewöhnlicher Mensch gewesen, dieser cand. jur. Goethe! . . .

Und nun wollte ich in's Nied gehen und zwar nach Meissenheim, weil dort die kleine Friederike begabten liegt, und Volksliederstudien wollte ich auch machen — gerade wie Goethe! Aber von alledem sagte ich meiner Mutter nichts, als sie meinte, die Eier löm't ich diesmal auch wieder mitnehmen, wenn ich jetzt auch ein „Student“ sei.

Es war ein wunderschöner Frühlingmorgen, als ich, mit dem Känzgen auf dem Rücken und einem Reclambändchen von Goethe's Gedichten in der Tasche, aus meinem Heimatstädtchen zog. Ein blauer Schimmer lag über der ganzen Natur, die braunen, feuchten Schollen frischgepflügter Felder glänzten in der Sonne, und in langen Redeten wechselten die grünen Töne der jungen Winterfaat; ein wolkenloser Frühlingshimmel spiegelte sich im rauschenden Fluß vor der Stadt, dessen Wellen den überhängenden mit silbernen Kästchen geschmückten Weiden noch vom Schnee im Schwarzwald erzählten. Da und dort blühte schon ein ungeduldiger Strauch, Kerchen hoben sich aus den nassen Feldern, und durch die reine Morgenluft ging ein leises Klängen von Aufersteh'n und Liebe.

Und ich war so glücklich, ach so glücklich, wie man es nur mit 17 Jahren sein kann! Und es störte mich nicht im geringsten, daß meine Liebste, die ich besuchen wollte, nur bald seit 100 Jahren im Grab lag! — Vorbei ging ich an Wäldern mit leuchtenden Birkenstämmen, an grünenden Matten und Feldern und an Dörfern mit kleinen biden posslich dreinschauenden Kirchtürmchen, und mir war's oft, als ob die Thürmchen mit ihren biden Köpfen wadelten und mir zulächten. Ich fing an zu phantastiren und erwartete aus meinem Frühlingstaumel erst, als ich beim Vetter und der Wase in Meissenheim in der Stube hinterm Tisch saß und mir der Duft einer Rachel voll Spedeier in die Nase stieg.

Spedeier, schwarzes Bauernbrot und ein rechtshaffener Landwein, mit diesem Gericht empfing die Wase Franz immer uns Verwandte aus der Stadt, und es war in der That dazu angethan, selbst einen schwärmerischen Jüngling, wie mich, nach einem Uständigen Marsch wieder mit den niederen Regionen dieses Erdenbaisens zu versöhnen.

Ich war noch mit der Vertilgung meines Mahles beschäftigt und beantwortete zwischenhinein die vielen Fragen der Wase, wie es zu Hause gehe, was die Mutter mache, ob ich „auf Pfarrer oder auf Advokat studiren“ wolle, u. s. w., als die Thüre mit einem Stud sperrangelweit aufging und mein Wäschen hereintrat, um mich zu begrüßen. Ich weiß nicht mehr recht, was jetzt vorging; nur, daß ich plötzlich dachte: „Sapperment, ist 's Meißl (Mariele) ein schönes Mädel worden!“ — daß ich dann die Spedeier und die Friederike von Sesenheim vergaß, und daß, als das Wäschen resolut die Thür hinter sich zugeschlagen hatte, es in meinem Herzen ebenfalls „Bang“ machte und ich von diesem Augenblick an sämtliche Symptome irdischer Verliebtheit aufwies. Es war aber auch ein gar zu liebes Mädel! Die krausen, ganz blauschwarzen Haare legten sich nur widerwillig um die kleine eigenjümige Stirne und sie trug den Kopf stets, als ob sie jagen wollte: „Seht Ihr meine zwei biden, langen Zöpfe?“ Die mittelgroßen dunkelblauen Augen verriethen die kleine Teufelinn, und die Wangen waren roth wie ein Pflirsich, mit ganz seinem Klam darauf, wenn man von hinten hersah. Der schlante kräftige Oberkörper steckte in einem schwarzen Nieder, gegen das die junge Mädchenbrust rebellirte, und ein einfacher dunkelblauer Rock reichte ihr bis auf die Knöchel.

Wie bin ich wieder in der Liebe so rasch abancirt, wie damals. Am dritten Tag hatten wir uns schon im Futtergang verlobt, am vierten Tag hat mir die Waf' gesagt, ich solle 's Meißl nicht ganz „narr'sch“ machen und am fünften Tag stellte man einen Kasten vor die bereits verschlossene Thür, welche das Gastzimmer, wo ich schlief, von meines Wäschen's Schlafkammer trennte. Das war nun wirklich nicht nöthig, denn wir dachten an nichts Böses und wenn wir allein beisammen saßen, da erzählte ich ihr gewöhnlich von Goethe und der Friederike, oder sie mußte mir Lieder, welche die Mädchen im Dorfe sangen, dittiren, — bei welchen Gelegenheiten sie sich zu meinem Aerger gewöhnlich tödtlich langweilte.

Dieser begreifliche Mangel an literarischem Interesse bei meinem Schätzchen war es, der mir eines schönen Tages zum Bewußtsein brachte, daß ich ja eigentlich der Friederike und nicht meines Wäschen wegen nach Meissenheim gekommen sei, und ich schämte mich fast, daß ich die arme todte Friederike über das lebendige Meißl vergessen hatte. Gleich am nächsten Morgen, ganz in der Frühe, schlich ich mich aus dem Hause und schlug den Weg nach der Dorfkirche ein. Mein Herz pochte laut, und mir war wie einem Verliebten, der das Rendez-vous vergessen hat und nun eine Strafpredigt erwartet.

Überall an den Bäumen und Sträuchern waren in den letzten warmen Tagen die Blüthen hervorgebrochen. Der stille alte Friedhof prangte in weißem Blüthenstaub, über den Gräbern lagen grüne, mit tausenden von Nagelblüthen durchwirkte Grasteppe. Mit einem Schläge ergriff mich wieder der Zauber meiner knabenhaften Liebe für die zarte Gestalt der längst gestorbenen Pfarrerstochter — sie, die ich so schön vergessen hatte, war auf einmal wieder lebendig geworden, und es hätte mich gar nicht gewundert, wenn ich sie plötzlich hinter einem Kreuz oder einem blühenden Strauch vorübersehewen und mir zulächeln gesehen hätte.

Ein kleiner, auf beiden Seiten mit Tannen bespflanzter Fußweg führte mich zu ihrem an der Mauer der alten Dorfkirche liegenden Grabe. Wie hab' ich wieder ein so schönes Grab gesehen, so hübsch, so jungfräulich und fast kokett, wie ein reines jungfräuliches Bett, mit einer Decke von Weissen und weißen Primeln. Und oben in dem einfachen, an der Kirchenmauer anlehenden Grabstein war ein Marmorrelief, Friederike's Büste, eingelassen. —

Ich setzte mich auf die kleine Bank neben dem Grab, und sah bald nichts mehr um mich herum als das schöne, kalte, feuchte Marmor Gesicht, das mich anblickte, wie mit einem stummen Vorwurf in den großen sternlosen Augen. Und während ich so dasaß, beschämt und zernüchert ob meiner Kreuzlosigkeit, fing plötzlich über mir im Gebüsch eine Amsel an zu singen, zuerst leise klagend, dann lauter und immer lauter, und schließlich stürmisch und wild — ein liebdestolles Lied von Glüd und Frühling und Jugend. Ich schloß die Augen, um dem kleinen Sänger besser zuhören zu können. . . Auf einmal, mitten in einer Kantilene, brach die Amsel ab und flog davon, und als ich die Augen aufmachte, da sah ich um den Mund des weißen Marmorbildes ein ganz leises, trauriges Lächeln, ein Lächeln der Vergebung! Sie war mir nicht mehr böse, meine Friederike, sie hatte mir vergeben!

Ein unbeschreiblich süßes, unwiderstehliches Sehnen stieg in meiner Knabenbrust auf, ein Sehnen, tie zu küssen. . . Ganz leise, fast ehrfürchtig und doch verliebt, trat ich an das Grab heran, nahm den Grabstein in meine ausgebreiteten Arme und küßte das weiße Marmorbild auf den Mund, und mir war, als ob die kalten Lippen sich wölben und meinen Kuß erwiderten.

Ganz glückselig ging ich heim und fand mein Wäschen beim Kaffee; als sie mich fragte, wo ich gewesen, merkte ich, daß ich roth wurde; ich log ihr etwas vor von Morgenspaziergang, literarischem

Interesse und Göttestudien, allerdings ohne großen Erfolg. Denn das Meist war ein geistliches Mägdlein, und obwohl wir uns noch unter dem Tisch beim Essen fast die Füße abtraten und uns in jedem verflochtenen Winkel küßten, merkte es doch, daß nicht mehr Alles wie früher war. Es ging nicht lang, da hatte mein Väschen heraus, daß mein täglicher Morgenspaziergang eigentlich ein Besuch des Kirchhofs war, und eines Tages fragte sie mich gerade heraus, was ich auf dem Grab der „fremden Pfarrerstochter“ mache — man habe mich gesehen! Sie sprach von der fremden Pfarrerstochter wie von jemand, der erst vor einigen Monaten oder einem Jahr gestorben ist. Ich hielt ihr nun wieder einen längeren Vortrag über Goethe's Jugendzeit im Speziellen und über Literatur im Allgemeinen, was sie aber keineswegs befriedigte. Zwar sprach sie nie wieder von meinen Kirchhofsbesuchen, aber in ihrem Herzen schien eine stille Eifersucht zu schlafen.

Die Osterferien waren bald zu Ende, und ich mußte wieder nach Hause, „aufs Penal“. Am Abend vor meiner Heimkehr, als ich mit meinem Väschen hinter dem Hause das letzte Mal allein zusammen war, meinte sie, indem sie ein ganz nichtsmüthiges Schelmengesicht dazu machte, ich solle ja nicht vergessen, der fremden Pfarrerstochter noch Adieu zu sagen und ihr einen Abschiedskuß zu geben, worauf ich mit einem trocknen: „Warum nicht?“ antwortete.

Am anderen Morgen stand ich nach Vertilgung der obigen Spedeier mit dem Mäntel auf dem Rücken unter der Hausthür und zog, nachdem ich von Bettler und Bode und den Knechten und Mägden Abschied genommen, die Dorfstraße hinab. Mein Väschen gab mir auf einige Schritte das Geleite und als ich ihr die Hand gab, da sah sie mich trotz ihrer verweinten Augen mit einem merkwürdigen Schelmensbild an.

Endlich schieden wir von einander, und sie ging zurück nach dem Hause zu. Als ich sie nicht mehr sah, schlug ich den Weg nach der Kirche ein, denn ich mußte noch einmal der armen Friederike Grab besuchen. Ich machte absichtlich einen Umweg; kein Mensch begegnete mir. Der kleine mit Tännchen besetzte Weg führte mich zum Grab; aber als ich des Grabsteins ansichtig wurde, blieb ich wie vom Schreck gelähmt stehen. Eine namenlose Entrüstung, aber auch gleich darauf ein überaus elend machendes Gefühl der Beschämung erfaßte mich. Auf dem Munde und den Wangen meiner Friederike prangten drei große Ruchflecken, und das sonst so schöne liebe Wärmorgeficht sah mich jetzt mit einem ungemein lächerlichen Ausdruck und einem hilflosen kläglichen Blick an. Hinter mir aber hörte ich ein kurzes helles Lachen und als ich mich umdrehte, sah ich einen schwarzen lustigen Mädchenlopp über der Kirchhofmauer, der mir zurief:

„Gieb ihr doch einen! Warum nicht?“

Ich fühlte mich furchtbar ernüchert und stürzte mit einem Schläge aus meiner Schwärmerei für die vor bald 100 Jahren verstorbene Friederike herab. Das drastische Mittel, welches mein eifersüchtiges Väschen gegen die todte Rivalin und gegen mich in Anwendung gebracht hatte, verfehlte seine Wirkung nicht; der derbe Spas des jungen frischen Meist hat die zarte geistesferne Gestalt der todtten Friederike auf immer aus meinem Knabenherzen verjagt. Ernüchert und beschämt verließ ich den stillen alten Friedhof und ließ auf dem langen Heimweg einen der ersten schweren „moralischen“ in meiner jugendlichen Seele ausstoßen. — Und über mir zerzauste ein Frühlingssturm die weißen Blüthenzweige der jungen Obstbäume und trieb mit den abgewehten Blüthen sein muthwilliges Spiel. —

Meines Feuilleton.

ss. Ueber die Anpassungsfähigkeit der weißen Rasse an das tropische Klima hielt Robert Ward auf der Geologischen Konferenz der Harvard-Universität einen Vortrag, der trotz des Vielen, was man in letzter Zeit über diese Frage gehört hat, beachtenswerth erscheint. Die Anpassung an ein neues Klima entsteht als Ergebnis physiologischer Veränderungen, die in dem Körper des betreffenden Menschen vor sich gehen. Die Erforschung der Akklimatisation geht am besten von zwei Gesichtspunkten aus: einmal von der Untersuchung dieser physiologischen Veränderungen und zweitens von der Erforschung der vorherrschenden Krankheiten, denen zu verfallen der Europäer in dem betreffenden Tropengebiet am meisten ausgesetzt ist. Mit Bezug auf den ersteren Punkt ist die Wirkung der Hitze und der Feuchtigkeit hauptsächlich zu berücksichtigen. Hitze an sich ist nicht gefährlich, sie wird es aber durch Verbindung mit einer bedeutenden Feuchtigkeit. Hitze veranlaßt starke Verdunstung vom Körper aus und reizt daher den Durst. Diejenigen Völker, die daran gewöhnt sind, ihren Durst mit schweren Getränken zu stillen, werden mehr unter dem Klima leiden als diejenigen, die an unschädlichere Getränke gewöhnt sind. Pflanzenkost ist in den Tropen der Fleischkost vorzuziehen. Hinsichtlich der Diät kann man sagen, daß sowohl im Essen wie im Trinken die Gewohnheiten der Süd-Europäer für das Leben in den Tropen zuträglich sind als die der Nord-Europäer und im Besonderen auch der Engländer. Zu viel oder zu wenig körperliche Anstrengung ist äußerst gefährlich, ein gewisses Maß davon ist unbedingt nothwendig zur Erhaltung der Gesundheit. Die gesündesten Gegenden in den Tropen sind die hoch gelegenen und trocknen Gebiete. Unter den bedrohlichen Krankheiten sind besonders dreierlei zu fürchten: der Hirschschlag, das Gelbe Fieber und die Malaria.

Der Hirschschlag steht unter starkem Einfluß der Luftfeuchtigkeit und wird daher ganz besonders durch regnerisches Wetter in Verbindung mit großer Wärme erzeugt. Auch die Malaria, das größte Hinderniß für die Anpassung des Europäers an das Leben in den Tropen, stellt sich mit den Regenfällen ein, steht aber auch in enger Beziehung zu den Bodenverhältnissen. Das Gelbe Fieber ist insofern etwas weniger gefährlich, als es nur in niederen Gebieten auftritt. Es ist berechnet worden, daß man in den Vereinigten Staaten nur 800 Fuß, in Mexiko 2300 Fuß, in Brasilien 2700 Fuß und in Jamaika 4000 Fuß über den Meeresspiegel hinaus zu gehen braucht, um dieser Krankheit zu entgehen oder ihren tödtlichen Einfluß zu brechen. Die Veränderungen, die das Leben in den Tropen im menschlichen Körper hervorruft, bestehen in einer gesteigerten Athmungsaktivität, einem schnelleren Puls, einer Vergrößerung der Leber, Blutarthum und gelegentlich einem Steigen der Körpertemperatur. Die Statistik der letzten Zeit hat den Beweis geliefert, daß die sorgfältige Beobachtung gesundheitlicher Maßregeln die Sterblichkeit der Europäer in den Tropen herabzusetzen vermag und den Weissen das Leben daselbst ermöglicht. Doch wird selbst eine kräftige Natur, die unter Anwendung der nöthigen Vorsicht fast überall in den Tropen leben kann, niemals von den Einflüssen des ungewohnten Klimas gänzlich unabhängig. Ueberhaupt stimmen die Autoritäten bis auf sehr wenige Ausnahmen dahin überein, daß eine eigentliche Akklimatisation der weißen Rasse an den Aufenthalt in der heißen Zone unmöglich ist. —

Theater.

Mit Hermann Müller scheid eine energische schauspielerische Kraft, ein kernhafter Vertreter der mimischen Kunst in Berlin aus dem Leben. Hermann Müller wurde nicht alt; die Jahre der Vollreife hatte er noch vor sich.

Schon frühzeitig überraschte der Schauspieler durch persönlich-originaire Jüge; das war schon vor Jahren, als er unter dem Namen Müller-Hanno im Schauspielhaus „Charakterrollen“ gab. Seine persönliche Art mußte damals umsomehr auffallen, als im Hoftheater sonst wenig von origineller und zugleich schlichter Schauspielkunst zu verspüren war. Inzwischen ist es im Hoftheater ganz anders geworden. Der Entwicklungsgang des jugendlichen Müller-Hanno erfuhr im Schauspielhaus eine jähe Unterbrechung. Die Sache hängt mit einem dunklen krankhaft-seelischen Kapitel zusammen. Eine ganz merkwürdige geistige Verirrung des Künstlers kam in die Öffentlichkeit, und Müller-Hanno mußte seine Stellung am Hoftheater verlassen.

Hermann Müller übte seine Kunst dann außerhalb von Berlin und kam als gereifter Künstler schon an's Deutsche Theater zu Brahm. Hier erweiterte sich erst sein Rollengebiet, das vom Komischen bis zum Tragischen reichte. In Weiden aber schöpfte Müller nicht bis zur Tiefe aus. Das Genialische im Humor, wie das Hochpathetische in der Tragik schien ihm verjagt. Dafür war ihm eine lebendige, realistische Schärfe eigen; ein starker Sinn für das Charakteristische war das Kennzeichen seiner zahlreichen Gestalten. Er liebte es nicht, das Charakteristische nach irgend welcher Seite hin zu vergrößern. Selbst die letzte Rolle, die er spielte, den Berlinischen Wirth aus der Hasenheide in Hirschfeld's „Pauline“, die fast jeden der sogenannten Berufskomiker des Theaters zur Karikatur, einen Schauspieler wie Thomas vielleicht nur zur wüsten Grimasse verfilbert hätte, überschritt die feste, treue Naturbeobachtung nicht. Dadurch wurde die Episodenrolle zu einem vollen komischen Charakter, zu einem Meisterstück schauspielerischer Kleinkunst. Die Schärfe der Beobachtung und die Weisheit in der Wiedergabe des Beobachteten zeichneten Hermann Müller auch in pathetisch-gestimmten Rollen aus. Wenn er den alten, bösen Maurer Wattern in Hannele's Himmelfahrt spielte, so wirkte er auch im Arch-Schredhaften immer noch die Grenzen des Realen, des Lebendig-Wirklichen einzuhalten. — Sein schöpferisch-mimisches Talent bewährte sich im Ueberigen ebenfalls nach der pathetischen, wie nach der humoristischen Seite hin, selbst wenn es frei-phantaistische Erscheinungen zu bewältigen galt. So gestaltete er den elegisch-humoristischen Brunnengeist Nidelmann in Hauptmann's versunkener Blode, wie den düster britenden Ehegatten und Rächer in einem schwillen Stimmungsbild von Hofmannsthal. Hier hätte sein Können vielleicht noch reichere Früchte getragen, wäre das Lebensunglück des Künstlers, seine krankhafte, pathologische Veranlagung nicht gewesen. Der sich in der Kunst von allem Ueberreizten fern hielt, fiel im Leben der Ueberreizung zum Opfer. Ein zerrütteter, von Bahndieben gepeinigter Mann ging der Unglückliche dahin. —

Musik.

Ein „Berliner Vaudeville“! Das wäre von Haus aus gar nicht übel. Wie der Deutsche seit annähernd einem Jahrhundert die Gattung des „Liederpieles“ besitzt (unser jüngstes Beispiel dafür war Roschat's „Am Wörthersee“), so der Franzose seit annähernd zwei Jahrhunderten die des „Vaudeville's“ (Haupt-Beispiele die vielen Texte von Scribe). Beide Gattungen sind Schauspiele mit gesprochenem Dialog, aber eingelegten oder eingewebten melodischen Gesangsstücken; die deutsche Gattung mit Vorwiegen des Gefühls und der Stimmung, die französische mit Vorwiegen des Witzes. Dazu kommt — was leicht daraus folgen kann, aber nicht unbedingt daraus folgen muß — daß das Liederpiel für die Musik mehr bietet als das

Baudeville; wenigstens nennt man beim Aufzählen von Liebespielen meist den Komponisten, beim Aufzählen von Baudevilles meist den Dichter (wie oben). Frankreich sieht seine Gattung durch mehrere eigene Baudeville-Theater in Paris vertreten, Deutschland hat es mit seiner Gattung nicht so gut und erfreut sich auch nicht eben einer besonderen Blüthe des Liebespiels, wie es mit Frankreich und dem Baudeville der Fall ist. Dem französischen Besitz durch ein einheimisches Baudeville nachzujournen, war wohl die äußerlich nächste Absicht Herrn Leon Leipziger's, als er den „Wilden Meier“ schrieb; seine Stellung in der Berliner Zeitungswelt giebt uns schließlich auch eine Erklärung des Textes. In einem deutschen Nordseebad, Sommer 1898, unterhält sich eine Badegesellschaft damit, einen Böhjemüller Moriz Meier so zu prellen, daß seine Braut den Anderen heirathen kann. Ein Durcheinander von Börsen- und Eheviken, von politischen und lokalen Anspielungen, geschieht und sogar mit einer gewissen Originalität gemacht, allerdings mehr platt als mit der hier erwünschten tollen Phantasie und reich an den für das „Metropol-Theater“ passenden Aufzügen, Tanzbewegungen und dergleichen erzielte am Mittwoch, den 15. d. M., einen trotz widersprechenden Fisches einigermaßen verheißungsvollen Erfolg, so daß Direktor Schulz, wenngleich mit einiger Unsicherheit, für die Autoren danken konnte.

Aber nun die Musik! Zwar erhebt sie sich an einigen Stellen, besonders gegen Ende, zu etwas wie einer Orazie, ist auch ein oder das andere Mal nicht bloß „eingelegt“ sondern auch „eingewebt“ und wirkt öfter durch eine geschickte Vertheilung der Solisten und Chor. Allein im Uebrigen ist sie, wie bei diesem Text kaum anders zu erwarten war, leidige Koupletmusik mit Melodien wackleren Schlages und mit dem typischen Buntbau im Orchester. Wenn wenigstens die Gesamtanlage des Stüdes für eine größere Einheitlichkeit gesorgt hätte! Aber dieser Gänsemarsch von einzelnen Einfällen, Situationen u. s. w. läßt die Musik nicht über Augenblicksdienste hinauskommen und bietet ihr auch nichts, an dessen Dienst sie groß werden könnte. Wer auf seinem Klavier die neuesten Kouplets spielen will, für den mag sie immerhin erwünscht sein.

Stille wie dieses geben den Bühnenkünstlern dankbare Rollen. Sollen wir noch subjektivem Geschmack eine besonders gute Leistung im Spiel und Gesang herausgreifen, so nennen wir Paula Worm als Operettensängerin Boulou Henke; aber auch Herr Guido Zielscher als der drollige Medaiteur des Vadeblattes und dann die Gäste Clara Neuf, als Berliner Wubenswirthin, und Reinhold Bellhof, als Titelfigur, tragen zur Unterhaltung des Publikums in gelungener Weise bei, und wohl jeder Besucher wird an den Uebrigen, einschließlich Dirigent und Ausstattungskünstler, seine Freude haben. Ob freilich die frühe Naturalität, die den Werth von Stüden dieser Gattung erst recht herausarbeiten soll, auf dem derzeitigen Berliner Boden überhaupt vorhanden ist, ob die mehr gut gewollte als gut geglückte Annäherung in der Darstellung dieses Stüdes ein Aufblühen seiner Gattung bei uns verheißt kann, bleibe wenigstens eine offene Frage. — sz.

Geschichtliches.

gk. Ueber das politische Volkslied zur Zeit der französischen Revolution hielt Anstalt in der Pariser Gesellschaft für die Geschichte der französischen Revolution einen interessanten Vortrag: Das politische Volkslied, welches schon vor der Revolution in Paris eine ziemlich große Rolle gespielt hatte, gab auch während derselben — ebenso wie die Tribune und die Zeitungen — den Umänderung der öffentlichen Meinung gerichtlich wieder, die zwar damals ebenso wandelbar war wie heute, die sich aber doch freier offenbarte. Auch der Tod Ludwig XVI. wurde angekräft in einem royalistischen Magedied besungen. Aber hauptsächlich nach dem Falle Robespierres und bei Beginn des Direktoriums schien das politische Volkslied ein wahrer Spiegel der öffentlichen Meinung über die Staatsaffären zu sein. Im Jahre 1795 wurde der „Réveil du Peuple“ von Conygnère und Godeaux improvisirt und gesungen, das sich sehr scharf gegen die republikanischen Demokraten wendete. Und nun entspann sich zwischen der „Marseillaise“ und dem „Réveil du Peuple“ Tag für Tag ein heftiger Kampf; der Geist der Revolution und der Geist der Vergangenheit prallten auf einander und stritten auf Leben und Tod im Theater wie auf den Straßen. Das Direktorium mißte mit Gewalt gegen die Hefelieder vorgehen. 1796 wurde den Theaterdirektoren durch einen Erlaß verboten, das Mordlied, den sogenannten Réveil du Peuple“ singen zu lassen; dagegen wurde ihnen befohlen, allabendlich die Lieblingslieder der Republikaner, wie „die Marseillaise, Ça ira, Veillons au salut de l'empire und Chant du départ“ vortragen zu lassen. Indessen wurden diese Lieder parodirt, und man applaudirte, um sich über die Wirkung des Erlasses lustig zu machen. Nun wurden die neuesten Ideen immer wieder durch Straßenlieder verbreitet. Von den Uebertreibern konnten nur die wenigsten lesen und die neuen Gleichheitsideen wären wohl nicht so rasch bekannt geworden, wenn nicht ein sozialistisches Lied, das Sylvain Maréchal zum Verfasser hat, die Gleichheit verherrlicht hätte: „C'est ce qui me désole“. Dieses Lied, das den Gegensatz des Arbeiterlebens zum Leben der Reichen schildert, wurde zuerst im Clairon gedruckt, dann als Plakat überall angeheftet und auf den Straßen gesungen. In den Polizeiberichten aus jener Zeit findet man noch oft mit Schrecken die Wirkungen des Liedes erwähnt. —

Physiologisches.

a. Die Bedeutung des Speichels für die Verdauung. Der Speichel hat nicht nur die Bedeutung, daß er trockene Speisen aufweicht und dadurch ihre Zertheilung durch die Zähne erleichtert, sondern er vollzieht auch eine sehr wichtige chemische Umsehung unserer Nahrung. Durch die bloße Vertheilung mit dem Speichel wird nämlich Stärke in Zucker umgewandelt. Dies ist nun von ganz eminenter Bedeutung darum, weil wir zwar in dem pflanzlichen Theil unserer Nahrung, z. B. in den Kartoffeln, Hülsenfrüchten u. dgl. m. sehr viel Stärke zu uns nehmen, aber diese Stärke für uns völlig unverdaulich ist. Andererseits ist der Zucker nicht nur gut verdaulich, sondern auch eines der wichtigsten unserer Nahrungsmittel; ohne den Speichel würde also die ganze Pflanzennahrung für uns so gut wie nutzlos sein, während sie jetzt zum Aufbau und zur Kräftigung unseres Körpers sehr viel beiträgt. Die Fähigkeit des Speichels, unverdauliche Stärke in leicht verdaulichen Zucker zu verwandeln, nennt man seine diastatische Energie, und neuere Untersuchungen haben das merkwürdige Resultat ergeben, daß diese diastatische Energie nicht den ganzen Tag hindurch gleich groß ist, sondern abwechselnd zu- und abnimmt. Am größten ist sie früh, unmittelbar nach dem Aufstehen; dann sinkt sie einige Zeit hindurch und steigt dann wieder, bis sie gegen die Mitte des Tages ein zweites Maximum erreicht; am Nachmittag sinkt sie wieder, nimmt aber darauf wieder zu, um gegen die Abenddämmerung nochmals ein Maximum zu erreichen, das aber schwächer ist, als das zu Mittag. Hieraus erkennen wir, daß die Natur selbst uns darauf hinweist, im Laufe des Tages drei Hauptmahlzeiten zu uns zu nehmen: Unmittelbar nach dem Aufstehen das Frühstück, gegen die Mitte des Tages das Mittagmahl und gegen Abend — aber nicht spät in der Nacht — das Abendbrot, welches aber nicht so inhaltsreich sein soll, wie das Mittagessen — denn am Abend kann der Speichel weniger Stärke in Zucker umwandeln, als am Mittag. —

Humoristisches.

— Kindermund. „Ich bin einen Kopf kleiner als mein großer Bruder, aber einen Bauch wider als mein kleiner Bruder.“ — („Jugend.“)

— Aus dem Notizbuch eines eiligen Reporters. „Ein Mann, Namens Druder, ist ermordet aufgefunden worden. Der Mörder hat die schreckliche That sicher nur des Geldes wegen verübt, doch glücklicher Weise hat Druder gerade am Tage vorher sein ganzes Geld auf die Sparkasse gebracht, so daß er nichts weiter als sein Leben verloren hat.“ — Ueber einen Straßeneinfall: „Das unglückliche Opfer wurde ins Krankenhaus gebracht, wo sich der Mann noch jetzt befindet und erfreuliche Fortschritte zur Besserung macht, obgleich er von dem Chirurgen der Anstalt und einigen seiner erfahrensten Assistenzärzte behandelt wird.“ — Von einem Schiffsunfall: „Es gelang dem Kapitän, von dem sinkenden Schiffe die nahe Küste schwimmend zu erreichen und zugleich das Leben seiner Frau zu retten. Es war bei der Marine-Versicherungsgesellschaft mit 100 000 M. versichert und trug eine volle Ladung Zement.“ —

Notizen.

— Der erste Band von Goethe's Briefen an Frau von Stein, herausgegeben von Adolf Schöll, wird in dritter, von Julius Wahl ergänzter Auflage demnächst erscheinen. Er wird auch sieben, bisher nicht veröffentlichte Briefe nach Handzeichnungen Goethe's enthalten. Der zweite Band soll zu Weihnachten erscheinen und wird eine größere Anzahl von Charlotte's Briefen an Goethe enthalten, von deren Vorhandensein man bisher nichts wußte. —

c. Von Gerhart Hauptmann's Werken in englischer Ausgabe sind zwei neue Bände erschienen: Die „Weber“ und die „Einsamen Menschen“ (Lonely Lives). Beide sind von Miss Mary Morison übertragen. —

— Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler in Wien hat einstimmig die Herausgabe einer österreichischen Bibliographie beschlossen. Sie wird unter der Redaktion von Karl Junker von nun ab wöchentlich erscheinen und vereint alle deutschen Schriften, sofern sie innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie veröffentlicht werden, umfassen. —

— Die Koloraturängerin Regina Pacini, die am Mittwoch im Theater des Besens die Rosine im Barbier von Sevilla singen sollte, ist vor Beginn der Vorstellung plötzlich abgereist. Es hat ihr irgend etwas „nicht gepaßt“. —

— Die erfolgreichste Operette, die je gespielt worden, dürfte Lecocq's „Madame Angot“ sein, die selbst bei ihrer jetzigen Wiederaufnahme in Paris wieder die 150. Aufführung erlebt hat. Die Operette ist schon über zwölfhundert Mal in der französischen Hauptstadt gegeben worden und weit mehr als zwanzigtausend Mal auf den Bühnen der Welt. Sie wurde in vierzehn verschiedene Sprachen übersezt. Die Einnahmen, die seitens der Theater mit der „Angot“ erzielt wurden, beziffern sich auf fast 90 Millionen Franks. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 19. März.